

Nr. 69. Bromberg, den 25. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(30. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Der wirtschaftliche Aufschwung will sich bei uns erst langsam zeigen", meint Friedrich Vandekamp, der noch unter dem Einfluß von Timms Brief steht und sich heute immer in einem gewissen Widerspruch befindet.

„In Deutschland ist er deutlich spürbar. Nur muß man sich gedulden, muß warten lernen. Man muß eben seine Bedürfnisse einschränken, ein bißchen anspruchsloser werden."

Er sieht ein Lächeln über Friedrich Vandekamps Lippen gleiten.

„Ich weiß, was Sie mir entgegenhalten wollen. Mein Onkel, der der anspruchloseste Mensch war, der mir je begegnet ist, hat mich in der Ansicht erzogen, daß der Inhaber einer großen Firma diese zu vertreten und demgemäß aufzutreten habe."

„Gut, denkt Friedrich Vandekamp bei sich, daß er ihm auf seinen Geschäftsreisen nicht begegnet ist, auf denen er immer dritter Klasse fuhr und in mittleren Gasthäusern abstieg.

„Und doch haben Sie recht: Es ist der heutigen Zeit vielleicht nicht ganz angemessen. Ich sehe es selbst ein", setzte er scherzend hinzu, „und habe mir deshalb auch eine freiwillige Buße auferlegt, die ich streng durchführe."

„Eine freiwillige Buße?" fragt Dolly. „Sagen Sie uns doch, bitte, worin sie besteht."

„Wenn Sie es wünschen, gern. Indem ich jeden Abend einen bestimmten Prozentsatz meiner Ausgaben zurücklege und an die Winterhilfe meiner Heimat abführe. Jetzt ist es ja noch eine selbstsüchtige Tat . . . eine Gewissensbeschwichtigung, die dann wieder um so unbesorgter leben und genießen läßt."

Und eine neue Erkenntnis geht Vandekamp auf:

Nicht indem man gibt, wo man reich dafür empfängt . . . nur in der selbstlosen Hingebung des Geldes, in der Beglückung anderer, die nichts dafür bieten und geben können, in der Linderung ihrer Not besteht der Sinn und Wert des Geldes.

*

Ferdinand Muskate hat es sich nicht nehmen lassen, seine neu gewonnenen Bekannten in ihr Hotel zu begleiten.

Nun sind die beiden allein.

Vandekamp hängt seinen Gedanken nach.

„Wie geschah es eigentlich", fragt er unvermittelt, „daß Sie heute auf die Via Appia fuhren?"

„Wie es geschah? Sehr einfach. Als wir von der anstrengenden Besichtigung im Vatikan genug hatten, stellte mir Herr Muskate seinen Wagen zur Verfügung, mit mir ein paar Stunden ins Freie zu fahren. Da schlug ich die Via Appia vor. Weshalb ich es tat, das wissen Sie. Warum antworten Sie nicht? Finden Sie etwas dabei?"

„Mit einem Ihnen völlig fremden Herrn . . ."

„Er machte den Eindruck, daß ich es mit ihm tun dürfte."

Friedrich Vandekamp steht auf, geht einige Male durch das Zimmer.

„Immerhin . . . Sie kannten ihn gar nicht, hatten ihn nie gesehen."

„Und deshalb sollte ich ihm seine Bitte abschlagen? Zumal ich Sie erst des Abends erwarten durfte und froh war, die lange Zeit auf diese Weise totschlagen zu können. Freilich, wenn ich gewußt hätte, daß Sie etwas dagegen hätten . . ."

„Ich habe nichts dagegen, habe auch gar nicht das Recht, ihnen irgendwelche Vorhaltungen zu machen."

„Gewiß haben Sie das Recht. Und ich würde nie etwas unternehmen, was Ihnen nicht angenehm wäre. Glauben Sie es mir nicht?"

Sie spricht jetzt ruhiger und in heiter unbefangener Weise, die leise und weich zu ihm hinüberschwingt. Aber seinen Sinn hat sie nicht geändert.

„Ich weiß nicht, ob es meine Tochter getan hätte."

Sie gleitet über seinen versteckten Vorwurf hinweg.

„Ihre Tochter ist ein anderer Mensch als ich. Das merkte ich schon aus den wenigen Andeutungen, die Sie mir über sie machten. Sie hat den nordischen Einschlag. Mir liegt die leichte südländische Art. Meine Mutter stammt aus einer französischen Emigrantenfamilie, mein Vater ist ein Rheinländer. Es liegt im Blut. Ich kann nichts dafür."

Friedrich Vandekamp macht in seiner Wanderung halt.

„Herr Dr. Muskate gefällt Ihnen . . ."

„Und wenn er mir gefiele . . .?"

„Ich merkte es", sagte Vandekamp langsam und schwer, „vom ersten Augenblick an merkte ich es . . ."

Sie läßt ihn nicht zu Ende reden. Von ihrem Sofa springt sie auf, ergreift mit ihren beiden Händen die seinen.

„Sie sind eifersüchtig?" lacht sie ihm in heller Lust in das ernste Gesicht. „Wie entzückend das bei Ihnen ist! Wie wundervoll, nein, das hätte ich nicht gedacht . . . nie für möglich hätte ich es gehalten! Und nun sind Sie es wirklich . . . sind eifersüchtig . . . auf mich . . . auf solch armes kleines Mädchen, und auf den guten Dr. Muskate!"

Immer noch hält sie seine Hände, obwohl er sie ihr zu entwinden sucht. Etwas Ungestümes ist in ihrer Freude, ihrem leuchtenden Glück, zugleich etwas Mitreißendes, dem niemand widerstehen kann — selbst so ein ernster Mann wie Friedrich Vandekamp nicht.

Aber jetzt hat er seine Hand doch freibekommen. Und streicht mit ihr über ihr schönes dichtes Haar . . . mehrere Male, hin und wider.

Sie lehnt den Kopf an seine Brust, ein leichtes Zittern fliegt über ihren Körper.

„Sie sind gut . . . so gut sind Sie zu mir, wie es nie ein Mensch gewesen. Und ich habe Sie lieb!"

Es sind nicht Worte . . . ein Hauch ist es, der Friedrich Vandekamps Wange mit heißem Atem streift. Die Hingabe eines Kindes ist in ihr.

*

Als sie am anderen Tag im Grand-Hotel, wohin sie Ferdinand Muskate geladen, beim Mittagessen sitzen, sprudelt Dollys Temperament, und alles an ihr ist unbefangen sprühende Lebenslust.

Friedrich Vandekamp hält sich auch diesmal zurück, läßt die beiden in ihrer meist scherzenden Unterhaltung gewähren, ohne sich an ihr zu beteiligen. Dann und wann nur wirft er ein paar Brocken in sie hinein, damit sein Schweigen nicht Absicht oder Verstimmung scheint.

Vielleicht ist es nicht richtig, sie an dich zu fesseln, ihr durch deine Wohltat und Freundlichkeit Verpflichtungen aufzuerlegen, die sie letzten Endes einmal mehr bedrücken als beglücken.

„Wenn es Ihnen recht ist", hört er die Stimme seines Gastgebers, „machen wir jetzt eine kleine Ausfahrt. Vielleicht nach Tivoli. Sie kennen es, Fräulein Burkhard sagte es mir eben, aber man kann es nicht oft genug sehen. Ich werde den Wagen bestellen."

Aber Friedrich Vandekamp lehnt ab: er sei gewohnt, sich nach Tisch auszuruhen und würde auch heute nicht davon abweichen.

So fahren die beiden allein.

*

Friedrich Vandekamp geht nach Hause.

Eine ganze Strecke legt er zu Fuß zurück. Dann erst nimmt er den Autobus. Als er oben auf seinem Zimmer angelangt ist, nimmt er den Reiseführer, liest und sucht.

Da vernimmt er das leise Surren des Fahrstuhls . . . nein, so früh . . .

Schon steht sie vor ihm.

Vielleicht hat er sich auf der ganzen Reise niemals so über ihr Kommen gefreut wie in diesem Augenblick.

Aber er läßt es sie nicht merken.

„So schnell zurück?"

Sie legt Hut und Mantel ab, setzt sich zu ihm.

„So waren Sie gar nicht in Tivoli?"

„Doch. Wir tranken oben eine Tasse Kaffee, plauderten ein wenig, und dann fuhr mich Dr. Muskate in seinem Wagen hierher."

„Es wird ihm nicht recht gewesen sein, daß Sie so früh aufbrachen?"

„Er hatte auch noch zu tun."

Er sieht es um ihren Mund zucken, fühlt, daß sie etwas hinzufügen möchte, es aber zurückdrängt.

„Es war wohl schön draußen?"

„Es ist nirgends schön ohne Sie."

Ein Glücksgefühl steigt in ihm empor, durchbraust sein Blut, würgt das Wort, das er sagen möchte und nicht sagen kann.

Und als er nicht zu antworten vermag:

„Habe ich Unrecht getan, so sagen Sie es mir, und ich will mich bemühen, es wieder gutzumachen."

„Sie haben kein Unrecht getan."

„Warum sprechen Sie denn nicht mehr mit mir, wie Sie sonst mit mir sprachen? Vielleicht", setzt sie hinzu, und zum ersten Male spielt der Schalk über ihr jetzt freies Gesicht, „war es wieder die Eifersucht. Und dann wäre alles, alles gut."

„Nein, diesmal war es nicht die Eifersucht. Es war etwas anderes."

„Sagen Sie, was es war! Sagen Sie es ganz schnell!"

„Es war die Furcht!"

„Vor dem Tode?"

„Nein, vor dem Tode nicht. Die Furcht war es, Sie zu verlieren!"

„Mich zu verlieren!"

Langsam wiederholt sie es. Und dann, indem sie auf ihn zuschreitet, ihm die Hand entgegenstreckt:

„Nie werden Sie mich verlieren. Nie wird Friedrich Vandekamp sein Kind verlieren, das an ihm mit seiner ganzen Seele hängt."

Es klingt so feierlich . . . wie ein Gelübde klingt es.

Aber der Zweifel hat sich schon zu tief bei ihm eingenistet.

„Sie sind jung und blühen dem Leben entgegen. Ich bin ein alter Mann und gehe dem Tode entgegen."

Eine ganze Weile kämpft er mit sich selbst, weiß nicht, ob er es ihr sagen darf, und tut es dennoch.

„Und ob Sie stark genug wären, mit mir auszuharren . . . auch in der letzten schweren Stunde?"

Er sieht, wie ein Schauer über ihren Körper fliegt, wie sie sich von ihm wendet.

„Ich habe es gewußt."

Unbeweglich steht sie ihm gegenüber. Keine Miene regt sich in dem starr gewordenen Gesicht. Ein namenloses Mitleid faßt ihn an, zugleich ein Zorn über sich selbst, daß er ein junges, lebensfrohes Geschöpf in eine Lage gebracht, der es unmöglich gewachsen sein kann.

Aber er hat es nicht aus sich selber getan. Er mußte aussprechen, was er so oft gedacht und erwogen, wovor er sich gefürchtet hat und was zugleich seine einzige, seine letzte Sehnsucht war: nicht so allein, so ganz verlassen . . . einen Menschen um sich zu haben, der . . .

Und wie es ihm eine unerklärliche Gewalt gewesen, die ihm diese Worte eingab, so ist dieselbe geheimnisvolle Gewalt, die ihn jetzt nicht aufhören, sondern weitersprechen läßt.

„Sehen Sie, das war es, das mich allein auf diese Reise zwang, mich die Bitten meiner Tochter, die gewiß ein tapferes Menschenkind ist, zurückweisen ließ: Daß ich wußte, keiner von ihnen würde stark genug sein, dies Letzte für mich zu tun. Bei Ihnen aber gab es Augenblicke . . ."

„Wo Sie es dachten" unterbricht sie ihn. „Hier haben Sie meine Hand. Ich werde bei Ihnen bleiben und werde bei Ihnen ausharren . . . bis . . ."

Sie spricht das Wort nicht aus, ihre Hand zuckt zurück, bevor sie die seine berührt, und mit einer jetzt jäh und hemmungslos hervorbrechenden Leidenschaft fährt sie fort:

„Aber das ist ja Wahnsinn, was wir hier reden. Vollendeter Wahnsinn! Sie sind nicht krank. Und wenn Sie es sind, so werden Sie genesen! Gesund werden Sie sein und aufblühen zu neuem frischen Leben. Ich werde Sie pflegen, keinen Schritt werde ich von Ihnen weichen. Und wenn Sie mich von sich weisen und dem anderen überlassen, ich werde nicht mehr gefügig sein. Ich weiß, daß Sie nicht allein, daß Sie nicht ohne mich sein können. Und ich bin glücklich darüber . . . so unaussprechlich glücklich!"

Wie Erschöpfung kommt es über sie. Aber über die mattgewordenen Züge breitet sich der weiche Schimmer reif erwachter Weiblichkeit.

„Nein, Sie dürfen nicht sterben. Alles will ich Ihnen geben . . . mein frisches gesundes Blut, mich selber, wenn ich Sie retten kann."

Kein Wort erwidert Friedrich Vandekamp.

Er geht auf sie zu, küßt ihre Stirn, ihren ihm entgegenblühenden Mund.

Schweigen ist zwischen ihnen . . . eine lange Zeit, als fürchte sich jeder, die Weihe dieser Stunde zu brechen.

Da ruft der Fernsprecher: das Grand-Hotel meldet sich. Ferdinand Muskate teilt mit, daß er seine Arbeiten erledigt habe. Ob man nicht den Abend zusammen verleben könne

Es ist ein unwesentlicher Vorgang gewesen, ihm aber ist er mehr: Ein Weckruf ist er ihm, der ihn zu sich selber zurückbringt.

Die Jugend ruft. Und ihr gehört sie.

Und nun ist Friedrich Vandekamp wieder, was er sein Leben lang gewesen: ein Mann.

Ein Opfer wäre es, daß sie vielleicht einmal bereuen . . . ein Raub, den du nie verantworten könntest.

Er weiß, was er zu tun hat.

„Ich schließe mich gern heute abend an" wendet er sich zu ihr, nachdem er den Hörer fortgelegt. „Dann ist es aber das letztemal."

„Das letztemal?"

Sie versteht ihn nicht . . . gerade jetzt nicht.

„Ich habe genug von Rom, vom ganzen welschen Land. Ich möchte zurück nach Deutschland. Am liebsten morgen schon. Die Heimat ruft. Man kann sich dem Ruf nicht verschließen. Niemand kann es."

„Ja, morgen schon! Nach Deutschland! Natürlich nicht in Ihre Heimat. Oder gar in Ihr Geschäft. Das wollen Sie ja auch gar nicht. Aber an irgendeinen schönen Ort, wo die Sonne scheint und die Vögel singen. Wir werden eine längere Ruhepause machen. Was meinen Sie zum Gardasee?"

„Ja, an den Gardasee! Ich bin noch nie dort gewesen. Auch auf der Hinreise nicht. Nach Gardone. Oder Fasano. Oder Torbole, wie alle die schönen Orte heißen."

*

Bis Desenzano fahren sie an einem Tage. Am nächsten Morge fahren sie bei heulblauem Himmel, heftigem Sturm und stark bewegtem Wasser über den See.

Nach Maderno wollen sie. Aber als sie Fasano in seinem Liebreiz vor sich sehen, steigen sie hier aus.

Dicht an der Landungsstelle liegt ein Hotel. Palmen stehen im Garten, und die Wellen des Sees gurgeln an seinen Strand.

„Hier möchte ich mit Ihnen wohnen!“ sagt sie, ganz im Gegensatz zu ihrer sonst bescheiden zurückhaltenden Art.

Schon ist sie im Innern des Hauses verschwunden, kehrt bald darauf mit dem jungen Direktor zurück, der, ohne Friedrich Vandekamp zu fragen, Auftrag gibt, das Gepäck von dem Landungsplatz hereinzuholen.

„Was ist denn nun los?“ fragt er voller Erstaunen.

„Alles in Ordnung“, erwidert sie, und der Triumph glänzt aus ihren Augen.

Nun führt sie ihn in ein im ersten Stock gelegenes, mit wohligem Behagen eingerichtetes Zimmer. Es hat einen offenen Balkon, der einen weiten Ausblick auf den in der langsam sinkenden Sonne in allen Farben erglänzenden See bietet.

„Das habe ich für Sie ausgesucht“, sagt sie voller Stolz.

Wirklich, so schön hat er auf der ganzen Reise nicht gewohnt.

„Sie sind aber üppig, das muß ich bekennen!“

Sie ist mit ihm auf den Balkon getreten, trinkt mit vollen Zügen die würzige Luft, labt das Auge an der wunderbaren Fernsicht.

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Denn hier sind Sie **mein** Gast. Wenigstens für die ersten drei Tage“, fügt sie kleinlaut hinzu. „Soweit wird es ja reichen.“

„Wird es reichen? Ja, was ist denn in dich gefahren, kleine Dolly? fragt er hell auflachend.

Sie legt ihm die Hand auf die Schulter, wie sie es gern tut, wenn sie ein Anliegen an ihn hat oder ihm etwas Gutes sagen will.

„Sie dürfen mir die Freude nicht stören. Nein, das dürfen Sie nicht. Schon lange habe ich es mir vorgenommen . . . an dem Tage schon, da Sie mir sagten, daß ich bei Ihnen bleiben sollte.“

„Aber wie in aller Welt kamst du auf einen so wunderlichen Gedanken?“

„Gar nicht wunderlich! Alles habe ich von Ihnen angenommen, dankbar und ohne Murren. Und immer war es schön. Und immer gaben Sie mit vollen Händen. Aber verstehen Sie mich, daß ich auch nun einmal den Wunsch habe, nicht immer nur die Nehmende zu sein? Es ist ja so winzig, so gar nicht der Rede wert . . . ach, Sie verstehen mich schon ganz gut und werden mir mein Glück nicht trüben. Ich habe mich ja die ganze Reise darauf gefreut.“

„Ach Dolly, wenn du nicht ein so lieber, entzückender Mensch wärest!“

*

Nun haben sie wirklich die Rollen vertauscht. Er ist der Gast und sie die Wirtin.

Mit einer wundervollen Anmut versieht sie ihr Amt. Und mit einer Freude, die bei jeder Mahlzeit aufstrahlt.

Das ist ihm in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, daß einer ihn einlädt. Aber er läßt es sich gern gefallen und findet es sehr nett, sich um nichts kümmern, an nichts denken zu brauchen.

Die Weine darf er aussuchen, wenigstens vorschlagen. Denn nur die besten darf er wählen.

Am Sonntag trinken sie asti spumanti. Und es ist, als wenn mit dem glitzernden Perlenschaum ein ganzes Heer kleiner Kobolde in sie hineinschlüpfte, so voller Temperament und Leben, so ausgelassen und zu immer neuen Streichen aufgelegt hat er sie nie gesehen.

Herrliches Nichtstun in diesem gesegneten Stück Erde, unter dem herbstlichen, aber in sommergleicher Bläue strahlenden Himmel am Ufer des schönsten der Seen.

Nach dem Frühstück, das sie immer im Freien einnehmen, machen sie einen Spaziergang, meist auf die bewaldeten Hügel.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Gang . . .

Beobachtungen eines Gefangenen im GPU-Haus zu Kiew.

Selbsterlebtes von A. Falkenhorst.

Tiefe Nacht mit der hier üblichen unheimlichen Stille. Der eintönige Tag schwand, um der ungewissen Nacht Platz zu geben. Zu dieser Zeit beginnt eigentlich das wahre Leben in diesem „Hause des Leidens“, dem politischen Isolator der GPU in Kiew.

In allen Fenstern des großen, sechsstöckigen Gebäudes sieht man Licht brennen: die Henker der GPU sind an ihrer Arbeit. In solcher Nacht war ich Augenzeuge einer Szene, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde.

Ich schlief bald nach dem Lichtsignal „Schlafengehen!“ ein. Mein Schlaf war unruhig, ich wachte oft auf.

Während eines solchen Erwachens hörte ich leise, dumpfe Stimmen einiger Männer unweit meiner Zelle. Gewöhnlich herrschte in diesem Gefängnis Totenstille. Den diensthabenden Gefängnisaufsehern war es aufs strengste verboten, während ihres Dienstes in den Kasematten des Isolators miteinander zu sprechen.

Trotzdem hörte ich deutlich eine lebhafte Unterhaltung, nicht zweier, sondern mehrerer Männer. Was bedeutete das? Schrecken und Angst jagten mich von meiner Pritsche auf. Ich legte mein Ohr an das „Wolfsauge“, ein kleines, rundes Loch in der Tür der Zelle, und lauschte.

Gesprochen wurde in der Halle unserer Abteilung, der sogenannten „Todeskandidaten“. Aber nichts war zu verstehen. Die dicke, mit Eisen beschlagene Tür der Zelle ließ kaum ein Wort durch.

Nur einzelne abgerissene Worte fing mein Ohr auf: „Wer hat die Birne?“ . . . „greift rasch zu“ . . . „kein Wort“ . . . „Oberaufseher“ . . .

Die einzelnen Worte verrieten keinen Zusammenhang. Ich konnte ihre Bedeutung nicht erfassen. Aber unheimlich waren die Worte! Besonders die Worte „Greift rasch zu!“ Mich erfüllte ein unerklärliches und unverständliches Gefühl der Vorahnung . . .

Ich konnte mich nicht vom Guckloch losreißen. Etwas Unerklärliches veranlaßte mich, die Blechscheibe beiseite zu schieben.

In der nur spärlich erleuchteten Halle stand eine Gruppe von sieben Männern beisammen. Ich erkannte darunter den Gehilfen des Kommandanten vom Isolator, den diensthabenden GPU-Oberaufseher, drei Wärter und den Unterarzt im weißen Arztkittel. Außerdem war da einer in Zivil — vielleicht ein Untersuchungsrichter —, der, wie es hier häufig vorkam, im Dienst Zivilkleidung trug.

Solch eine Ansammlung von GPU-Leuten während der tiefsten Nachtzeit schien mir unerklärlich. Kurz vorher schlugen die Glocken der großen Turmuhr am Zentralgebäude ein Uhr.

„Was wollen sie hier?“ dachte ich unwillkürlich. „Was ist geschehen?“

Die Antwort erfuhr ich nach einigen Minuten. Der GPU-Oberwärter näherte sich mit Schlüsseln in der Hand einer Einzelzelle, einem sogenannten „Sarg“, wie es auch der meinige war, und schloß geräuschlos die Tür auf. Schweigend folgten ihm die drei hochgewachsenen, starken GPU-Wärter. Der Feldscher, bleich wie sein Kittel, und der Mann in Zivil blieben in der Halle vor der Zelle stehen. Die Tür stand offen. Der „Sarg“ wurde, wie jede der Einzelzellen, mit einer düsteren Glühbirne von der Decke aus schwach beleuchtet.

Auf einem niedrigen, schmalen Bettgestell schlief ein Mann ruhig und fest. Er hörte die Hereinkommenden offenbar nicht. Geräuschlos schlichen zwei von den GPU-Aufsehern zu dem Schlafenden. Der dritte hielt einen Gegenstand in der Hand. Was es war, konnte ich nicht feststellen.

Es war zu sehen, wie die ersten beiden sich zum Schlafenden neigten. Jetzt faßten sie ihn und drückten ihn fest auf das Lager. Der Schlafende erwachte.

Ein furchtbarer, unmenschlicher Schrei durchschnitt die unheimliche Stille, wurde aber durch einen blitzschnellen Griff in das Gesicht des Schreienden unterbrochen. Was dieser dritte GPU-Wärter getan hatte, konnte ich nicht sehen, denn er wandte mir den Rücken zu.

Er faßte den Erwachten um den Leib, während die beiden anderen die Hände des Unglücklichen fesselten. Dann nahmen sie den Häftling unter die Arme und richteten ihn auf.

Blondes, verwirrtes Haar, unrasierter Bart, junges aschfahles Gesicht, Augen voll Schrecken und Todesangst und etwas Eigenartiges — wie ein großer Kinderschnuller — im Munde.

Der Anblick dieses kreideweißen jungen Gesichts mit dem Knebel im weitgeöffneten Munde — der „Birne", wie ich später erfuhr —, diese Todesangst und der so jäh unterbrochene Schrei wirkten niederschmetternd und schauerlich.

Jetzt erst wurde mir alles klar: der Unglückliche war ein zum Tode Verurteilter, und er sollte seinen letzten Gang antreten. Das schlimmste ist, daß die Verurteilten stets völlig unschuldige Menschen sind, die weder das Blut eines Mitmenschen an den Händen noch eine sonstige Untat auf dem Gewissen haben.

Man weiß, daß unter 100 Menschen, die von der GPU zum Erschießen verurteilt werden, 99 völlig unschuldig sind. Der Sadismus dieser Berufsverbrecher verbindet sich mit der Mordgier der Sowjetmachthaber. Die Henker befriedigen ihre tierischen Gefühle und hoffen gleichzeitig, im Rang höher zu steigen. Jeder GPU-Untersuchungsrichter sagt sich: Je zahlreicher die Todesurteile sind, desto besser die Aussichten auf ein Vorwärtskommen.

Die Aufseher begannen die „Toilette" des Todeskandidaten zu vervollständigen. Sie zogen ihn halb an, zwängten seine bloßen Füße in Schuhe, legten den abgeschabten Mantel über seine Schultern und drückten ihm die Mütze auf den Kopf.

Der Mann leistete keinen Widerstand. Die Hände waren nach hinten gedreht. Hinter ihm stand einer der Aufseher.

Nach Beendigung der „Toilette" gingen die beiden Wärter aus der Zelle hinaus. Dafür betraten nun der Feldscher und der Mann in Zivil die Kammer.

Der Feldscher stellte sich, ohne den zum Tode Verurteilten anzusehen, hinter den Rücken des Todeskandidaten, blieb einige Minuten dort stehen — scheinbar, um den Puls des Häftlings zu prüfen und ging hinaus. Die Tür wurde angelehnt.

In der Zelle blieben der Häftling, der Gehilfe des Kommandanten und der Mann in Zivil. Es schien, daß man dem Unglücklichen das Todesurteil vorlas.

Dann öffnete sich die Tür des „Sarges" von neuem, und der Verurteilte wurde hinausgeführt. Er taumelte. Zwei Aufseher führten ihn an den Armen.

Niemals werde ich die Todesangst in den aufgerissenen Augen des Unglücklichen vergessen!

Man führte ihn in die Halle und von hier auf den Treppenplatz, wo man ihn wohl, wie früher, in den Aufzug hineinschob und so von dem sechsten Stockwerk des Isolators, wo sich die „Todesabteilung" befand, in den untersten Korridor hinunter brachte.

Hier wurde er von einer Wache empfangen, und in einen der Innenhöfe geführt, wo ihn der „schwarze Rabe", ein geschlossenes Auto, erwartete. Aber es verging über eine Stunde, bevor ich hörte, daß der Motor ansprang.

Offenbar war dieser Unglückliche nicht der einzige, den man zum Tode führte. Er mußte auf Schicksalsgenossen warten, die er aber nicht zu sehen bekam. Jeder zum Tode Verurteilte wird in eine winzige Einzelzelle des „schwarzen Raben" eingezwängt, so daß niemand weiß, wer sein Leidensgenosse neben ihm ist.

Der Motor setzte an, und sie fuhren dem Tod entgegen. —

So geht es jede Nacht in allen Abteilungen der GPU. Die genaue Zahl der allnächtlich Ermordeten wissen wohl selbst die Statistiker der GPU nicht anzugeben. Was der Öffentlichkeit bekanntgemacht wird, ist ein unbedeutender Bruchteil der Unmenge von Erschossenen. Die Hauptmasse war und wird in aller Stille umgebracht. So regiert der Judenbolschewismus im Sowjet-Paradies!



Bunte Chronik



Die Glocken von Pisa.

Schon seit zwei Jahren müssen die Einwohner von Pisa auf das Läuten der Glocken des bekannten schiefen Turms von Pisa verzichten, da die Befürchtung bestand, daß sich durch die Schwingung der sieben dort angebrachten Glocken der Turm noch mehr zur Seite neigen werde.

Nun, da im Laufe des letzten Jahres am Fundament des schiefen Turms von Pisa Renovierungsarbeiten vorgenommen wurden, die zur Hoffnung berechtigen, daß dadurch eine weitere Neigung verhütet werden kann, geht man daran, die sieben Glocken und zwar vier große und drei kleine, wieder in Tätigkeit zu setzen, was man durch eine eigene elektrische Anlage bewerkstelligen will. Es wurde verfügt, daß die Glocken auf dem schiefen Turm von Pisa an den Osterfeiertagen zum ersten Mal elektrisch in Bewegung gesetzt werden, um die Ostern einzuläuten. Dadurch wird einem langgehegten Wunsch der Bevölkerung von Pisa Rechnung getragen und dem schiefen Turm für die Fremden wieder seine Anziehungskraft gegeben werden.

*

Auch Fräulein Gigli singt!

Der Name ist bisher nur durch die künstlerischen Meisterleistungen des großen italienischen Sängers Benjamino Gigli bekannt geworden. Aus Konzerten, Rundfunkübertragungen und von Schallplatten kennen viele hunderttausend diesen Künstler. Aber es scheint, daß Gigli nun eine Konkurrenz bekommt. Auch seine Tochter singt! Sie singt sogar ganz ausgezeichnet. Und die Beifallssalven, die dieser Tage bei dem ersten gemeinsamen Auftreten von Vater und Tochter in Mailand auf die beiden herniederprasselten, galten durchaus nicht nur dem Vater, sondern ebenso der Tochter. Es ist interessant und für Gigli kennzeichnend, daß er sich selbst lange gegen eine öffentliche Konzertlaufbahn der Tochter gesträubt hat. Er fürchtete mit Recht, daß der große Ruf seines eigenen Künstlernamens dem künstlerischen Streben seiner Tochter Schwierigkeiten bereiten würde. Aber nach langem Studium des Mädchens, ist Gigli jetzt von seinen Bedenken abgekommen.



Lustige Ecke



Kommis Lehmann hält Generalprobe ab, bevor er um die Hand Fräulein Müllers anhält.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.